

**HEYNE** <

## ZUM BUCH

Was wäre, wenn Hunde mehrere Leben hätten? Und angenommen, sie erinnerten sich an jedes davon? Genau das passiert Bailey, dem Helden von »Ich gehöre zu dir«. Nachdem er als Straßenkötter eingeschläfert worden ist, wacht er als süßer Welpe wieder auf. Er findet bei einer liebevollen Familie ein Zuhause und wird der beste Freund des achtjährigen Ethan, mit dem er durch dick und dünn geht. Als Bailey schließlich an Altersschwäche stirbt, wird er in Gestalt eines Schäferhundes wiedergeboren. Wozu das gut sein soll, zeigt sich schnell: Bei der Polizei lernt er, wie man Spuren verfolgt, Personen aufspürt und Menschenleben rettet. Es folgt ein viertes Leben. Mittlerweile kennt unser Held sich aus mit Wiedergeburten, aber den Sinn dahinter versteht er immer noch nicht. Zudem kann er seinen Freund Ethan einfach nicht vergessen. Doch eines Tages ist es soweit: Als er seinen hartherzigen Besitzern davonläuft, steht er plötzlich vor Ethans Haus. Jetzt endlich kann er zeigen, was er alles gelernt hat und die Mission erfüllen, für die er auf der Welt ist ...

## ZUM AUTOR

Als Bruce Cameron 1995 seine humoristische Internet-Kolumne ins Leben rief, kannte ihn noch kein Mensch. Doch ein Jahr später war er bereits der meistgelesene Humorist im Internet. Seine Kolumne zur Erziehung von Teenagern war so populär, dass sie als Buch veröffentlicht wurde, das als Vorlage für die TV-Serie *Meine wilden Töchter* diente. Bruce Cameron publiziert seine Kolumnen in verschiedenen Zeitungen und arbeitet derzeit an einer Fernsehadaptation von *So erziehen Sie Ihren Mann*.

W. BRUCE CAMERON

# BAILEY

EIN FREUND FÜRS LEBEN

Roman

Aus dem Amerikanischen  
von Edith Beileites

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

Die Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel  
*A Dog's Purpose* bei A. Forge Book, New York.

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text  
enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt  
der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten.  
Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss.  
Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

Vollständige deutsche Erstausgabe 02/2017  
Copyright © 2010 by W. Bruce Cameron  
Copyright © 2011 der deutschsprachigen Ausgabe by  
Wilhelm Heyne Verlag, München, in der Verlagsgruppe  
Random House GmbH, Neumarkter Str. 28, 81673 München  
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design unter Verwendung  
von Film Artwork © 2017 Storyteller Distribution Co.,  
LLC and Walden Media, LLC  
Satz: Uhl + Massopust, Aalen  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-453-50401-1

[www.heyne.de](http://www.heyne.de)

*Für Catherine,  
die für mich alles tut und ist*



## Eins

Eines Tages kam mir der Gedanke, dass die warmen, fiependen, müffelnden Dinger, die da um mich herumwuselten, meine Geschwister sein mussten. Ich war ganz schön enttäuscht!

Obwohl ich noch nicht viel mehr erkennen konnte als ein paar verschwommene Konturen, wusste ich ganz genau, dass das herrliche Wesen mit der langen, kräftigen Zunge meine Mutter war. Mit der Zeit wurde mir auch klar, woran es lag, wenn mir plötzlich kalt wurde: Dann war sie fortgegangen. Aber wenn die Wärme zurückkehrte, war es Zeit für die nächste Mahlzeit. Um einen Platz zum Trinken zu finden, musste ich zunächst erst einmal etwas beiseitedrängen, was ich mittlerweile als die Schnauze eines Geschwisterchens identifiziert hatte, das mich um meinen Anteil bringen wollte. Ziemlich mühsam und verwirrend, das Ganze! Ich konnte nicht verstehen, wozu meine Geschwister überhaupt gut waren. Wenn Mutter mir den Bauch leckte, um meine Verdauung anzuregen, blinzelte ich sie selig an und wünschte, sie würde die anderen zur Hölle schicken, denn ich wollte sie ganz für mich allein haben.

Nach und nach akzeptierte ich widerwillig, dass ich den Bau noch länger mit den anderen teilen musste. Meine Nase sagte mir schon bald, dass ich eine Schwester und zwei Brüder hatte. Schwesterchen war fast genauso rauflostig wie meine Brüder.

Einer von ihnen war mir immer eine Schnauzenlänge voraus, ihn nannte ich den Schnellen. Der andere war für mich der Hungrige, denn er wimmerte immer sofort los, wenn Mutter sich entfernte. Wenn sie dann zurückkehrte, saugte er so verzweifelt an ihrer Zitze, als ob er nie genug bekommen würde. Er schlief öfter und länger als wir anderen. Das war uns natürlich recht, denn so konnten wir auf ihm herumhüpfen und an seinem Gesicht herumknabbern, ohne dass er sich wehrte.

Unser Bau lag im Wurzelwerk eines Baums, wo es selbst in der größten Tageshitze noch kühl und dunkel war. Als ich zum ersten Mal ins Freie tapste, kamen Schwesterchen und der Schnelle mit. Ich brauche ja wohl nicht extra zu erwähnen, dass der Schnelle sich vordrängelte, um als Erster draußen zu sein.

Von uns vieren war er der Einzige mit einem weißen Fleck im Gesicht, und als er unbeschwert voraneilte, leuchtete dieses Stück Fell im Sonnenlicht. *Ich bin etwas Besonderes*, schien der helle, sternenförmige Fleck der Welt sagen zu wollen. Sein restliches Fell war genauso unspektakulär braun-schwarz gefleckt wie meines. Der Hungrige war etwas heller, während Schwesterchen Mutters Knubbelnase und ihre flache Stirn geerbt hatte. Trotz dieser Unterschiede waren wir uns aber alle ziemlich ähnlich – daran änderte auch das ständige Herumtänzeln des Schnellen nichts.

Unser Baum stand am Ufer eines Baches, und ich amüsierte mich köstlich, als der Schnelle Hals über Kopf die Böschung hinunterpurzelte. Allerdings muss ich zugeben, dass auch Schwesterchen und ich keine besonders gute Figur machten, als wir unsererseits den Abstieg wagten. Schlüpfrige Steine und das schmale Rinnsal des Baches verbreiteten einen herrlichen Duft, und wir folgten dem Wasserlauf, bis wir zu einer



feuchtkühlen Höhle kamen, einer Art Röhre mit Metallwänden. Mir war instinktiv klar, dass dies bei Gefahr ein erstklassiges Versteck war. Aber Mutter war von unserem Fund nicht allzu beeindruckt und beförderte uns ohne viel Federlesens wieder in unseren Bau zurück, als sich herausstellte, dass unsere Beine nicht kräftig genug waren, um die steile Böschung wieder hochzuklettern.

Jedenfalls hatten wir etwas gelernt: Wir konnten nicht ohne fremde Hilfe in unseren Bau zurück, wenn wir die Böschung hinunterkletterten. Sobald Mutter das nächste Mal den Bau verließ, zogen wir also sofort wieder los und versuchten es erneut. Dieses Mal kam sogar der Hungrige mit. Als er die Röhre erreichte, machte er es sich im kühlen Schlamm bequem und schlief ein. Erkundungsausflüge waren jetzt genau das Richtige – immerhin war die Zeit gekommen, da wir uns etwas anderes zu essen suchen mussten. Mutter hatte keine Geduld mehr mit uns und stand oft schon auf, wenn wir noch gar nicht satt waren. Daran waren natürlich die anderen schuld – der Hungrige mit seiner Unersättlichkeit, der Schnelle mit seiner Drängelei und Schwesterchen mit ihrem ewigen Schwanzwedeln. Nur ihretwegen lief Mutter davon, wenn unsere Bäuche noch nicht voll waren. Ich dagegen brachte sie fast immer dazu, sich seufzend wieder hinzulegen, wenn ich zu ihr aufschaute und sie mit den Pfoten anstupste.

Häufig nahm sich Mutter noch zusätzlich Zeit, um den Hungrigen ausgiebig abzulecken, während ich vor Wut über diese Ungerechtigkeit schäumte.

Schwesterchen und der Schnelle waren mittlerweile größer als ich – mein Körper war so groß wie ihrer, aber meine Beine waren kürzer und stämmiger. Der Hungrige war natürlich der Kümmerlichste aus dem ganzen Wurf, und es ärgerte mich,

dass Schwesterchen und der Schnelle mich immer im Stich ließen, um miteinander zu spielen, als ob der Hungrige und ich aufgrund irgendeiner naturgegebenen Ordnung im Rudel zusammengehörten. Schwesterchen und der Schnelle interessierten sich mehr füreinander als für die restliche Familie. Aber das zahlte ich ihnen heim, indem ich ihnen meine Gesellschaft versagte und mich, so oft ich Gelegenheit dazu hatte, in die Röhre zurückzog.

Eines Tages erschnupperte ich den köstlichen Geruch von etwas Totem, Verwesendem, als plötzlich genau vor meiner Nase ein winziges Tier explodierte – ein Frosch!

Begeistert stürzte ich darauf zu und versuchte ihn zu fangen, aber der Frosch hüpfte erneut davon. Er hatte Angst, obwohl ich doch nur mit ihm spielen und ihn – wahrscheinlich – nicht essen wollte.

Inzwischen hatten Schwesterchen und der Schnelle mitbekommen, dass ich etwas Interessantes aufgestöbert hatte, und stürmten in die Röhre. Schlitternd kamen sie in dem schlammigen Wasser zum Stehen und waren so ungestüm, dass sie mich umwarfen. Der Frosch hüpfte vor Schreck weiter, und der Schnelle hechtete ihm nach, wobei er meinen Kopf als Sprungbrett benutzte. Ich knurrte böse, aber er ignorierte mich.

Schwesterchen und der Schnelle machten die unmöglichsten Verrenkungen, um den Frosch zu packen, aber der rettete sich in eine größere Wasserlache und schwamm mit gewaltigen Beinstößen davon. Schwesterchen steckte die Schnauze ins Wasser und schnaubte. Es spritzte so sehr, dass der Schnelle und ich ganz nass wurden. Der Schnelle sprang ihr auf den Rücken, und die beiden begannen miteinander zu raufen. Den Frosch – meinen Frosch! – hatten sie schon wieder vergessen.

Traurig zog ich davon. Anscheinend bestand meine Familie nur aus Schwachköpfen.

In den darauffolgenden Tagen musste ich noch oft an diesen Frosch denken, meist kurz vor dem Einschlafen. Und jedes Mal fragte ich mich, wie er wohl geschmeckt hätte.

Immer häufiger knurrte Mutter jetzt leise, wenn wir hungrig zu ihr kamen. Und dann kam der Tag, an dem sie drohend mit den Zähnen knirschte, als wir uns gierig auf sie stürzen wollten. Da erkannte ich verzweifelt, dass meine Geschwister endgültig alles verdorben hatten. Der Schnelle machte sich ganz flach und kroch unterwürfig auf Mutter zu. Sie senkte den Kopf und ließ ihn an ihrer Schnauze lecken. Dann belohnte sie ihn, indem sie ihm etwas zu fressen hinlegte, und alle vier stürzten wir uns darauf. Der Schnelle stieß uns fort, aber jetzt kannten wir den Trick: Wenn ich schnüffelte und dann Mutters Schnauzeleckte, gab sie auch mir etwas zu fressen.

Inzwischen kannten wir das Bachbett in- und auswendig. Wir hatten so oft darin herumgetollt, dass die ganze Gegend nach uns roch. Der Schnelle und ich nahmen es mit dem Spielen sehr ernst und verbrachten fast unsere ganze Zeit damit. Irgendwann wurde mir jedoch klar, dass es dem Schnellen immer nur darum ging, mich auf den Rücken zu werfen und meinen Kopf und meine Kehle mit seinen Zähnen zu bearbeiten. Schwesterchen ließ sich nie auf solche Spiele mit ihm ein, und folglich verlor sie auch nie. Ich war mir immer noch nicht sicher, ob mir das gefiel, was jeder für die natürliche Rangordnung in unserer Familie hielt. Nur dem Hungrigen war es natürlich völlig egal, welchen Rang er einnahm. Also biss ich ihm in die Ohren, wenn mein Frust zu groß war.

Eines Nachmittags lag ich faul herum und beobachtete, wie Schwesterchen und der Schnelle mit einem Stofffetzen spielten,

den sie gefunden hatten. Plötzlich stellten sich meine Ohren auf. Irgendein fremdes Tier näherte sich, ein ziemlich großes und lautes. Ich beeilte mich, auf die Füße zu kommen, aber ehe ich zum Bachbett runterrennen konnte, um nachzusehen, was das für ein Geräusch war, stand Mutter vor mir, den ganzen Körper in gespannter Alarmbereitschaft. Ich wusste nicht, warum, und am wenigsten verstand ich, weshalb sie den Hungrigen im Maul trug. So komfortabel wurden wir schon seit Wochen nicht mehr transportiert. Mutter führte uns in die dunkle Röhre und legte sich flach auf den Boden. Sogar die Ohren legte sie an. Das war eine klare Ansage. Wir folgten ihrem Beispiel und krochen mucksmäuschenstill tief in unser Versteck.

Als das große Wesen vor der Röhre auftauchte, sahen wir, dass es auf zwei Beinen ging. Mutters Rückenfell sträubte sich. So ängstlich hatte ich sie noch nie gesehen. Das Wesen hatte etwas im Maul, das einen beißenden Rauch absonderte, und es kam geradewegs auf uns zu.

Völlig fasziniert starrte ich das Wesen an. Merkwürdigerweise fühlte ich mich von ihm stark angezogen, und ich war drauf und dran, aus unserem Versteck zu stürmen, um es zu begrüßen. Doch ein Blick von meiner Mutter genügte, um mich daran zu hindern. Sie schien davon überzeugt zu sein, dass wir diese Kreatur fürchten und unter allen Umständen meiden sollten.

Heute weiß ich, dass es ein Mensch war. Der erste, den ich zu Gesicht bekam.

Er schaute nicht in unsere Richtung, sondern erklomm die Böschung und verschwand. Kurz darauf kroch Mutter aus der Röhre und hob witternd den Kopf, um zu prüfen, ob die Gefahr vorüber war. Dann entspannte sie sich, kam zurück und gab jedem von uns einen beruhigenden Kuss.

Ich rannte als Erster ins Freie, um selbst zu sehen, ob der Mensch wirklich fortgegangen war, und komischerweise war ich regelrecht enttäuscht, dass nichts als der Geruch seines beißenden Rauchs von ihm übrig geblieben war.

Im Laufe der nächsten Wochen bekräftigte Mutter immer wieder ihre Warnung: Meidet die Menschen! Fürchtet sie!

Als Mutter das nächste Mal auf Beutejagd ging, durften wir mitkommen. Sobald wir die nähere Umgebung unseres Baus hinter uns gelassen hatten, verhielt sich Mutter plötzlich ängstlich und scheu, und wir ahmten alles nach, was sie tat. Wir mieden offenes Gelände und schlichen stattdessen dicht an Büschen und Gestrüpp entlang. Wenn ein Mensch in Sicht kam, blieb Mutter wie versteinert stehen, aber an ihren Schultern konnten wir sehen, dass sie bereit war, jederzeit die Flucht zu ergreifen. In solchen Momenten kam uns der weiße Fleck des Schnellen genauso auffällig vor wie wildes Gebell, aber glücklicherweise wurden wir nicht bemerkt.

Mutter zeigte uns, wie wir die glatten Säcke aufreißen mussten, die hinter den Häusern lagen, um dann schnell alles Unbrauchbare wie Papier, Dosen und Plastik zur Seite zu scharren und zu den guten Sachen wie Fleischresten, Brotkrusten und Käserinden vorzustößen, die wir so gut es ging zerkauten. Der Geschmack war exotisch und die Gerüche wunderbar, aber Mutters Nervosität wirkte auf uns alle ansteckend. Also fraßen wir, so schnell wir konnten, und nahmen uns nicht die Zeit, die Köstlichkeiten richtig zu genießen. Kaum hatten wir alles vertilgt, würgte der Hungrige alles wieder hervor, was ich ziemlich komisch fand, bis sich auch mir die Eingeweide zusammenkrampften und ich würgen musste.

Beim zweiten Versuch ging das ungewohnte Mahl schon viel leichter runter.

Mir war immer klar gewesen, dass es außer mir noch andere Hunde gab, obwohl ich bislang nur die aus meiner eigenen Familie kannte. Manchmal, wenn wir auf Futtersuche waren, hörte ich sie hinter Zäunen kläffen. Ich vermutete, dass sie uns beneideten, weil wir frei herumtollen konnten, während sie eingesperrt waren. Mutter hielt uns immer von ihnen fern, vor allem den Schnellen. Der sträubte sich meist ein bisschen, denn er empfand es wohl als Beleidigung, wenn jemand es wagte, sich darüber zu beschweren, dass er an seinen Baum pinkelte.

Ab und zu sah ich sogar einen Hund in einem Auto! Als das zum ersten Mal passierte, konnte ich es kaum fassen. Es sah aber auch wirklich zu blöd aus, wie er den Kopf aus dem Fenster streckte und dabei die Zunge aus dem Maul hängen ließ. Als er mich erblickte, bellte er freudig drauflos, aber ich war einfach zu verblüfft und konnte nur die Nase heben und ungläubig schnüffeln.

Autos und Trucks gehörten auch zu den Dingen, von denen Mutter uns fernhielt. Ich konnte allerdings nicht verstehen, warum. Was sollte an ihnen gefährlich sein, wenn sogar Hunde damit fahren konnten? Dass sie gemeine Dinge tun konnten, musste ich jedoch zugeben. Ein großer, furchtbar lauter LKW holte nämlich regelmäßig die Säcke ab, die die Menschen für uns hinters Haus stellten. Danach war die Nahrungsbeschaffung dann immer ein, zwei Tage lang schwierig, denn etwas anderes, womit wir uns die Bäuche füllen konnten, gab es kaum. Ich hasste diesen Laster, genau wie die gierigen Männer, die davon heruntersprangen und uns das Futter wegschnappten, weil sie alles für sich haben wollten. Und das, obwohl sie und ihr Lastwagen ganz himmlisch dufteten.

Seit wir unser Futter selbst suchen mussten, hatten wir

weniger Zeit zum Spielen. Wenn der Hungrige an Mutters Schnauze leckte, weil er von ihr gefüttert werden wollte, knurrte sie nur noch. Wir anderen verstanden, was das zu bedeuten hatte, und versuchten gar nicht erst, sie anzubetteln. Also schwärmten wir hungrig aus und hofften, etwas Fressbares zu finden. Manchmal war ich danach zu müde, um dem Schnellen Paroli zu bieten, wenn er mich anrempelte, um mit mir zu raufen. Sollte er doch den Boss spielen. Meine kurzen Beine waren ohnehin viel besser geeignet als seine, um sich auf die Weise anzuschleichen, die Mutter uns beigebracht hatte. Wenn der Schnelle sich also für den Boss hielt, weil er größer war und mich leicht aufs Kreuz legen konnte, war er ziemlich auf dem Holzweg. Außerdem war der eigentliche Chef sowieso unsere Mutter.

Bald war unter dem Baum nicht mehr genug Platz für uns alle. Mutter ging immer öfter allein ihrer Wege und blieb dann länger weg als früher. Ich ahnte, dass sie eines Tages überhaupt nicht mehr zurückkommen würde. Dann würden wir selbst für uns sorgen müssen. Bei dem Gedanken wurde mir ganz mulmig zumute – nicht zuletzt, weil ich einen Bruder hatte, der mich andauernd übervorteilte und mir die besten Beutestücke abjagte. Dann würde Mutter nicht mehr da sein und auf mich aufpassen.

Ich begann mir auszumalen, wie es wohl sein würde, unseren Bau zu verlassen.

Der Tag, an dem alles anders wurde, begann damit, dass der Hungrige sich in die Röhre schleppte und sich dort hinlegte, statt mit uns anderen auf die Jagd zu gehen. Er atmete schwer, und die Zunge hing ihm aus dem Maul. Mutter leckte ihn noch mal, ehe sie loszog, und als ich dann an ihm schnupperte, ehe ich ihr folgte, öffnete er nicht einmal mehr die Augen.

Über die Röhre führte eine Straße hinweg. Dort hatten wir einmal einen toten Vogel gefunden und uns hungrig darauf gestürzt, bis der Schnelle ihn uns weggeschnappt hatte und damit fortgelaufen war. Obwohl es ziemlich gefährlich war, weil wir da oben keine Deckung hatten, trieben wir uns oft an dieser Straße herum und hofften auf weitere tote Vögel. Das taten wir auch jetzt, als Mutter plötzlich den Kopf hob und beunruhigt stehen blieb. Dann hörten wir es alle: Ein LKW näherte sich uns.

Es war nicht irgendein Truck, sondern einer, der uns die letzten Tage schon öfter aufgefallen war. Schon allein, weil er ungewöhnlich langsam fuhr. Beängstigend langsam. Fast kam es uns vor, als sei er hinter uns her.

Wir folgten Mutter, als sie zurück zur Röhre rannte. Warum ich nach ein paar Sätzen stehen blieb und mich nach dem monströsen Gerät umschaute, ehe ich mich in den sicheren Tunnel rettete, weiß ich bis heute nicht.

Doch diese paar Sekunden veränderten alles, denn die Männer im Lastwagen hatten mich gesehen. Mit einem tiefen, grollenden Geräusch kam der LKW direkt über uns zum Stehen. Ein letztes Scheppern des Motors, dann wurde es ganz still. Kurz darauf hörten wir schwere Stiefel auf dem Schotter.

Mutter winselte. Das tat sie sonst nie.

Dann tauchten Gesichter an beiden Enden der Röhre auf. Mutter machte sich ganz flach, jeder Muskel ihres Körpers war gespannt. Die Männer zeigten uns die Zähne, aber bei ihnen schien es keine Drohgebärde zu sein. Sie hatten braune Haut und schwarzes Haar, schwarze Augenbrauen und dunkle Augen.

»Hier, Junge«, flüsterte einer. Ich wusste nicht, was das bedeuten sollte, aber in meinen Ohren klang es so natürlich wie



der Wind in unserem Baum. Es kam mir vor, als hätte ich Menschen schon mein Leben lang sprechen hören.

Dann sah ich, dass beide Männer Stangen dabei hatten. An einem Ende der Stangen waren Schlingen befestigt. Sie sahen bedrohlich aus, und ich merkte, dass Mutter Panik bekam. Sie scharrte mit den Pfoten und stürzte mit geducktem Kopf los, genau auf die Lücke zwischen den Beinen des einen Mannes zu. Er senkte seine Stange, ein Schnappgeräusch war zu hören, und dann wand und sträubte sich Mutter, als der Mann sie aus der Röhre ins helle Sonnenlicht zog.

Schwesterchen und ich krochen näher zusammen und machten uns so klein wie konnten. Der Schnelle knurrte, und seine Nackenhaare sträubten sich. Doch dann wurde uns klar, dass der Hinterausgang der Röhre zwar versperrt war, die Luft vor uns aber rein zu sein schien. Wie auf Kommando schossen wir los.

»Da kommen sie«, schrie der Mann hinter uns.

Als wir das Bachbett erreichten, wussten wir nicht weiter. Schwesterchen und ich versteckten uns hinter dem Schnellen. Wenn er unbedingt der Boss sein wollte, dann sollte er jetzt auch sehen, wie er klarkam!

Von Mutter war weit und breit nichts zu sehen. Die Männer standen jetzt auf beiden Seiten der Uferböschung und schlangen ihre Stangen. Der Schnelle duckte sich unter einer weg, aber die andere erwischte ihn, und der Mann zog die Schlinge zu. Schwesterchen nutzte das Durcheinander zur Flucht. Ihre Füße platschten im Wasser, als sie davonhastete. Aber ich stand nur wie angewurzelt da und blickte zur Straße hinauf.

Da oben stand eine Frau mit langem weißem Haar und einem unglaublich freundlichen Gesicht. »Ganz ruhig, Hünd-

chen! Alles in Ordnung«, rief sie. »Komm her! Alles in Ordnung.«

Ich lief nicht weg. Ich bewegte mich, ehrlich gesagt, gar nicht. Stattdessen ließ ich zu, dass mir die Schlinge über den Kopf und dann eng um den Hals gezogen wurde. Dann wurde ich an der Stange die Böschung hinaufgeführt.

»Das ist ein Lieber«, rief die Frau. »Lasst ihn frei.«

»Dann haut er doch ab«, rief ein Mann zurück.

»Ach, was! Nehmt ihm die Schlinge ab!«

Ich hörte alles, verstand aber kein Wort. Ich begriff nur, dass die Frau der Boss zu sein schien, obwohl sie älter und kleiner war als die Männer. Der Mann, der mich gefangen hatte, stieß einen leisen Fluch aus und machte die Schlinge los. Dann streckte die Frau ihre Hände nach mir aus. Sie waren rau wie Leder und rochen nach Blumen. Ich schnupperte daran und senkte ergeben den Kopf. Die Frau roch liebevoll und besorgt.

Sie streichelte mir über den Rücken, und ein wohliges Gefühl breitete sich in mir aus. Mein Schwanz wippte ganz von allein, und als die Frau mich dann auch noch hochhob, küsste ich ihr das Gesicht, und sie lachte.

Doch dann kippte die Stimmung, als einer der Männer mit dem leblosen Körper des Hungrigen ankam. Sie schüttelte den Kopf und schien sehr traurig zu sein. Der Mann brachte den Hungrigen zum LKW, wo Mutter und der Schnelle schon in einem Metallkäfig hockten. Ich habe heute noch den Geruch des Todes in der Nase, den der Hungrige an diesem Tag in der trockenen, staubigen Luft verströmte, denn die Männer ließen Mutter, den Schnellen und mich ausgiebig an meinem toten Bruder schnüffeln. Offenbar wollten sie uns klarmachen, was mit ihm passiert war.

Dass die Menschen alle so traurig waren, lag wohl daran, dass sie ja nicht wissen konnten, wie krank der Hungrige gewesen war, und zwar von Geburt an, und dass es ihm bestimmt war, nicht lange auf der Welt zu bleiben.

Dann wurde ich zu den anderen in den Käfig gesteckt, und Mutter schnupperte angewidert an mir, da der Geruch der Frau in mein Fell gezogen war. Mit einem Ruck fuhr der LKW an, und ich wurde von den wunderbaren Gerüchen in den Bann gezogen, die mir der Fahrtwind um die Nase wehte. Jetzt durfte auch ich mal in einem Laster fahren! Vor Begeisterung fing ich laut an zu bellen. Mutter und der Schnelle sahen mich tadelnd an, aber ich konnte mich nicht bremsen. Es war das Großartigste, was ich je erlebt hatte. Noch besser als die Sache mit dem Frosch, den ich beinahe gefangen hätte.

Der Schnelle hingegen schien von Trauer überwältigt zu sein, und ich brauchte eine Weile, bis ich verstand, warum: Schwesterchen, seine liebste Spielgefährtin, war aus unserem Leben verschwunden – wahrscheinlich genauso unwiederbringlich wie der Hungrige.

Das gab mir zu denken. Die Welt war offenbar komplizierter, als ich bislang gewusst hatte. Anscheinend bestand sie nicht nur aus Mutter, meinen Geschwistern, Umherschleichen, Jagen und den Spielen in der Röhre. Größere Ereignisse waren in der Lage, das ganze Leben zu verändern – und diese Ereignisse wurden von Menschen bestimmt.

In einem Punkt sollte ich mich jedoch geirrt haben: Der Schnelle und ich würden Schwesterchen wiedersehen. Aber das konnten wir zu diesem Zeitpunkt natürlich noch nicht wissen.

## Zwei

Wo unsere Fahrt auch hinführen mochte – ich ahnte, dass es dort noch mehr Hunde geben würde. In unserm Käfig wimmelte es nämlich von Duftmarken, von Urin, Exkrementen, Blut, Haaren und der Spucke anderer Hunde. Mutter hockte zusammengekauert und mit ausgefahrenen Krallen da, um auf der schaukelnden, holpernden Ladefläche Halt zu finden. Der Schnelle und ich liefen auf und ab, die Schnauzen nur Millimeter über dem Boden, und spürten die Gerüche aller Hunde auf, die vor uns hier gewesen waren. Jedes Mal, wenn der Schnelle ans Käfiggitter kam, wollte er es markieren, aber wenn er dann ein Bein hob, fiel er um, weil der Truck so stark schlingerte. Einmal landete er sogar auf Mutter, und sie schnappte nach ihm. Ich sah ihn böse an. Sah er denn nicht, wie unglücklich sie ohnehin schon war?

Irgendwann wurde es mir zu langweilig, Hunde zu erschnüffeln, die gar nicht da waren. Ich presste die Schnauze ans Drahtgitter des Käfigs und sog den Fahrtwind in vollen Zügen ein. Es erinnerte mich an das erste Mal, als ich die Nase in eine der Mülltonnen gesteckt hatte, die neben den glatten Säcken immer für eine Mahlzeit gut waren. Auch dort waren mir tausend neue Gerüche so plötzlich in die Nase gestiegen, dass ich niesen musste.

Der Schnelle gab seine Markierungsversuche auf und legte

sich auf die dem Wind abgewandte Seite des Käfigs. Er war zu stolz, um auf meine Seite zu kommen, weil es nicht seine Idee gewesen war. Immer wenn ich nieste, sah er mich tadelnd an, als wollte er sagen: Das nächste Mal fragst du mich gefälligst erst um Erlaubnis! Doch dann blickte ich vielsagend zu Mutter hinüber, die das ganze Erlebnis zwar offensichtlich sehr eingeschüchtert hatte, in meinen Augen aber immer noch das Sagen hatte.

Als der LKW anhielt, kam die Frau an die Ladefläche, redete mit uns und hielt die Hände an den Käfig, damit wir sie ablecken konnten. Mutter rührte sich nicht, aber der Schnelle schien genauso begeistert zu sein wie ich, stellte sich neben mich und wedelte mit dem Schwanz.

»Ach, seid ihr süß! Habt ihr Hunger, ihr kleinen Racker? Hunger?«

Wir parkten vor einem langen, niedrigen Wohnhaus. Mickrige Wüstengräser ragten zwischen den Reifen des Trucks aus dem trockenen Boden.

»Hey, Bobby!«, rief einer der Männer, die uns hergefahren hatten.

Die Reaktion darauf war erstaunlich. Hinter dem Haus ertönte ein so vielstimmiges Gebell, dass ich die einzelnen Kläffer unmöglich hätte zählen können. Der Schnelle stellte sich auf die Hinterbeine und legte die Vorderpfoten ans Gitter, als ob er auf diese Weise mehr sehen könnte.

Der Lärm ging weiter, als ein zweiter Mann hinter dem Haus hervorkam. Auch er hatte braune, wettergegerbte Haut und humpelte ein bisschen. Die anderen beiden grinsten ihm erwartungsvoll entgegen. Als der Neue uns sah, blieb er stehen und ließ die Schultern hängen.

»Nein, Señora, nicht noch mehr! Wir haben doch jetzt

schon viel zu viele.« Der Mann machte einen ziemlich verzweifelten Eindruck, aber bössartig schien er nicht zu sein.

Die Frau drehte sich zu ihm um und ging auf ihn zu. »Es sind zwei Welpen und das Muttertier. Sie sind ungefähr drei Monate alt. Einer ist uns entwischt, und einer war tot.«

»O nein!«

»Die Mutter hat offenbar nie in der Obhut von Menschen gelebt, das arme Ding. Sie hat schreckliche Angst.«

»Sie wissen, was sie das letzte Mal gesagt haben: Wir haben zu viele Hunde, und sie geben uns keine Lizenz.«

»Das ist mir egal.«

»Aber Señora, wir haben nicht genug Platz.«

»Ach was, Bobby, das ist doch Unsinn! Was sollen wir denn tun? Sie da draußen wie wilde Tiere leben lassen? Es sind Hunde, Bobby, ganz junge Welpen!« Die Frau kam zum Käfig zurück, und ich wedelte mit dem Schwanz, um ihr zu zeigen, dass ich ihr genau zugehört hatte. Dass ich kein Wort verstanden hatte, brauchte sie ja nicht zu wissen.

»Tja, Bobby, was sind schon drei mehr?«, sagte einer der anderen Männer und grinste.

»Eines Tages hat sie kein Geld mehr, um euch zu bezahlen, weil sie alles in Hundefutter investiert«, sagte Bobby. Die anderen zuckten nur mit den Schultern und grinsten.

»Carlos, nimm frisches Hackfleisch und fahr noch mal zum Flussbett zurück. Vielleicht kannst du den Welpen damit anlocken, der uns entwischt ist«, sagte die Frau.

Carlos nickte und lachte über Bobbys Gesicht. Ich begriff, dass die Frau der Boss dieser Menschenfamilie war, und leckte ihr die Hand, um ihr Liebling zu werden.

»Guter Hund! Guter Hund!«, sagte sie. Ich sprang auf und ab und wedelte so heftig mit dem Schwanz, dass ich dem

Schnellen einen Hieb damit verpasste. Merkwürdigerweise blieb er ganz ruhig und blinzelte mich nur verärgert an.

Carlos duftete nach lecker gewürztem Fleisch und exotischen Ölen, die ich nicht kannte. Er steckte eine Stange in den Käfig, angelte sich Mutter und führte sie heraus. Der Schnelle und ich folgten ihr, bis wir an einen hohen Zaun kamen. Das Gebell dort war so ohrenbetäubend, dass ich es nun doch etwas mit der Angst zu tun bekam. Wo waren wir da nur hineingeraten?

Bobby roch dezent nach Zitrusfrüchten: eine Mischung aus Apfelsinen, Staub, Leder und Hunden. Vorsichtig öffnete er ein Gatter im Zaun und versperrte den Spalt mit seinem Körper. »Zurück! Los, los, zurück!«, befahl er. Das Gebell ließ etwas nach, und als Carlos das Gatter ganz öffnete und Mutter hineinscheuchte, verstummte es ganz.

Ich war so verblüfft darüber, was da auf mich wartete, dass ich kaum merkte, wie Bobby mich mit dem Fuß in das Gehege schubste.

Hunde.

Überall Hunde! Manche waren so groß wie Mutter oder sogar noch größer, andere wiederum waren kleiner, aber alle tollten ganz frei in einem riesigen Hof herum, der von einem hohen Holzzaun umgeben war. Ich nahm Kurs auf ein Grüppchen von Welpen, die einen freundlichen Eindruck machten und nicht viel älter waren als ich. Als ich bei ihnen stehen blieb, taten sie plötzlich so, als hätten sie etwas besonders Faszinierendes auf dem Boden entdeckt. Ihr Fell war heller als meins, und alle drei waren Weibchen. Also pinkelte ich erst mal verführerisch auf einen kleinen Sandhaufen, ehe ich begann, höflich ihre Hinterteile zu beschnuppern.

Vor lauter Begeisterung hätte ich am liebsten gebellt, aber

Mutter und der Schnelle hatten es nicht ganz so gut wie ich. Mutter lief die ganze Zeit witternd am Zaun entlang und suchte eine Lücke, durch die sie fliehen könnte. Der Schnelle stand steifbeinig und mit zitterndem Schwanz bei ein paar Rüden, die einer nach dem anderen das Bein hoben und ihren Platz am Zaunpfahl markierten.

Dann baute sich einer genau vor dem Schnellen auf, und ein anderer beschnupperte aggressiv sein Hinterteil. Da knickte er ein. Seine Hinterbeine sackten zusammen, und als er sich zu dem anderen Rüden umdrehte, rutschte ihm der Schwanz zwischen die Beine. Ich war überhaupt nicht überrascht, als er Sekunden später auf dem Rücken lag und versuchte, so zu tun, als wollte er spielen. Tja, nun war er wohl nicht mehr der Chef.

Erst jetzt fiel mir auf, dass die ganze Zeit über ein Rüde in der Mitte des Geheges stand und beobachtete, wie Mutter verzweifelt ihre Runden am Zaun drehte. Er war groß und muskulös, und seine langen Ohren hingen am Kopf herunter. Er rührte sich nicht und war absolut konzentriert. Etwas sagte mir, dass er derjenige war, den es hier am meisten zu fürchten galt. Und richtig: Als er aufhörte, wie eine Statue dazustehen, und sich Richtung Zaun in Bewegung setzte, hörten die anderen, die gerade den Schnellen drangsalierten, sofort auf und hoben alarmiert die Köpfe.

Zehn Meter vor dem Zaun steigerte er das Tempo und hielt direkt auf Mutter zu, die erschrocken zurückwich. Der Rüde streifte sie mit der Schulter und stellte sich quer vor sie, den Schwanz wie eine Pfeilspitze aufgestellt. Mutter kauerte regungslos da, als er sie umrundete und ausgiebig beschnupperte.

Mein erster Impuls war, ihr zur Hilfe zu eilen, und ich



glaube, dem Schnellen ging es genauso, aber das wäre ein großer Fehler gewesen. Immerhin hatten wir es hier mit dem Leithund zu tun, einer braunen, grobknochigen Dogge mit dunklen, triefenden Augen. Mutters Unterwerfung entsprach der natürlichen Ordnung der Dinge.

Nachdem er Mutter gründlich untersucht hatte, setzte der Leithund einen ebenso gezielten wie sparsamen Urinstrahl an den Zaun. Mutter wusste, was sich gehörte, und beschnupperte die Duftmarke. Damit hatte der Leithund seine Mission erfüllt und trottete davon, ohne Mutter eines weiteren Blickes zu würdigen. Mutter stand da wie ein begossener Pudel. Dann schlich sie hinter einen Stapel alter Bahnschwellen, um sich dort zu verstecken.

Wie nicht anders zu erwarten, kamen die Rüden, die sich erst mit dem Schnellen beschäftigt hatten, nun auch zu mir. Ich machte mich ganz klein und leckte ihnen die Schnauzen, um ihnen unmissverständlich klarzumachen, dass ich ihnen – im Gegensatz zu meinem Bruder, dem Querulanten – keine Schwierigkeiten machen würde. Schließlich wollte ich keinen Ärger haben. Das Einzige, was mich interessierte, waren die drei Mädels. Und dann wollte ich erst mal rausfinden, was man in diesem Hof noch alles machen konnte, der mit Bällen und Gummiknochen übersät war und der jede Menge wunderbarer Gerüche und aufregende Dinge barg. Aus einem Rohr rann frisches Wasser in einen Trog, aus dem wir uns jederzeit bedienen konnten, und Carlos kam jeden Tag in den Hof, um unseren Dreck zu entfernen. Das ohrenbetäubende Gebell, das in unregelmäßigen Abständen und ohne ersichtlichen Anlass ausbrach, schreckte mich nicht mehr, denn es war Ausdruck der gleichen überschäumenden Lebensfreude, die auch ich empfand, und so bellte ich schon bald mit.

Und dann die Fütterungen! Zweimal pro Tag kamen Bobby, Carlos, die Señora und der dritte Mann in den Hof und teilten uns nach Alter in Gruppen ein. Dann schütteten sie reichhaltiges Futter in große Näpfe, und wir tauchten mit dem ganzen Kopf hinein und fraßen, so viel in uns reinpasste. Für meine Gruppe war Bobby zuständig, und solange wir fraßen, blieb er bei uns stehen, um sicherzustellen, dass jeder genug abbekam. Wenn er meinte, dass jemand zu kurz gekommen war (meist das kleinste Mädel), hob er das betreffende Tier hoch und gab ihm eine extra Handvoll Futter, wobei er die anderen Hunde fernhielt.

Mutter fraß mit den erwachsenen Hunden, aus deren Richtung während der Fütterung manchmal ein gefährliches Knurren zu uns herüberdrang. Wenn ich mich dann zu ihnen umdrehte, war aber nichts als Schwanzwedeln zu sehen. Ich weiß nicht, womit sie gefüttert wurden, aber es war etwas anderes als das Welpenfutter, und es roch köstlich. Wenn einen von uns Jüngeren die Neugier packte und er versuchte, unauffällig zum Fressnapf der Erwachsenen zu schleichen, schritten die Männer ein und scheuchten ihn zu seiner Gruppe zurück.

Die Frau, die Señora, beugte sich oft zu uns herunter, damit wir ihr das Gesicht lecken konnten. Sie streichelte uns ausgiebig und lachte viel, weil sie sich so über uns freute. Mein Name, so sagte sie mir, sei Toby. Sie wiederholte ihn immer, wenn sie mich sah: Toby, Toby, Toby.

Ich war sicher, dass ich ihr Liebling war – wer auch sonst! Meine beste Freundin war eine hellbraune Hundedame namens Coco. Gleich am ersten Tag hatte sie mich herzlich begrüßt. Sie hatte weiße Beine und Füße, eine rosa Nase und drahtiges raues Fell, und sie war so klein, dass ich trotz meiner kurzen Beine mit ihr Schritt halten konnte.

Coco und ich kabbelten uns den lieben langen Tag. Oft machten die anderen Mädchen mit, und auch der Schnelle drängte sich manchmal auf, um seine Überlegenheit zu demonstrieren. Allerdings musste er sich dabei ziemlich im Zaum halten, denn wenn er zu aggressiv wurde, kam einer der älteren Rüden herüber und wies ihn zurecht. Dann tat ich immer so, als hätte ich ihn noch nie im Leben gesehen.

Ich liebte meine Welt, den Hof. Ich liebte es, neben dem Wassertrog so schnell durch den Matsch zu rennen, dass er mir ins Fell spritzte. Ich liebte das vielstimmige Gebell, auch wenn mir nie ganz klar war, warum wir bellten. Ich liebte es, Coco zu jagen und dicht zusammengedrängt mit all den anderen Hunden zu schlafen – mitten im Wohlgeruch ihrer FÜRze. Manchmal musste ich während eines Spiels oder Wettrennens stehen bleiben – teils weil ich aus der Puste kam, teils weil mir vor Glück ganz schwindelig war.

Auch die älteren Hunde spielten viel, sogar der Leithund. Seine Lieblingsbeschäftigung waren Wettrennen, bei denen er immer einen alten Stofffetzen im Maul trug und wie einen Schatz verteidigte. Die anderen Hunde rasten dann hinter ihm her und taten so, als seien sie nicht schnell genug, um ihn einzuholen. Mutter beteiligte sich an diesen Wettrennen nie. Hinter den aufgestapelten Bahnschwellen hatte sie sich eine Mulde gebuddelt, in der sie meist teilnahmslos herumlag. Wenn ich sie dort ab und zu besuchen wollte, um zu sehen, wie es ihr ging, knurrte sie mich an wie einen Fremden.

Eines Abends nach der Fütterung, als alle faul herumlagen und vor sich hin dösten, sah ich sie aus ihrem Versteck kommen und heimlich auf das Gatter zuschleichen. Ich kaute gerade an einem Gummiknochen. Obwohl ich satt war, hatte

ich andauernd das Bedürfnis, etwas zwischen den Zähnen zu haben. Trotzdem hörte ich auf zu kauen und schaute neugierig zu, wie sie sich vor das Gatter setzte, als erwarte sie etwas Bestimmtes. Hörte sie jemanden kommen? Ich legte den Kopf schief und überlegte. Wenn ein Mensch in der Nähe gewesen wäre, hätten die anderen Hunde längst angefangen zu bellen.

Oft saßen Carlos, Bobby und die anderen Männer abends an einem kleinen Gartentisch bei uns im Hof, öffneten eine Flasche, aus der ein scharfer, chemischer Geruch kam, und reichten sie herum. Aber an diesem Abend waren sie nicht da.

Mutter stellte sich auf die Hinterbeine, legte die Vorderpfoten an die Latten des Holzgatters und nahm den metallenen Türgriff ins Maul. Ich begriff gar nichts mehr. Warum, um alles in der Welt, wollte sie an so einem blöden Teil herumkauen, wo doch überall diese lustigen Gummiknochen im Hof herumlagen? Sie drehte den Kopf nach links und rechts und schien das Ding nicht gut zwischen die Zähne zu bekommen. Ich schaute mich nach dem Schnellen um, aber er schlief tief und fest.

Plötzlich klickte das Schloss des Gatters. Mutter hatte es geöffnet! Sie setzte die Vorderbeine wieder auf den Boden und schob das Gatter mit den Schultern auf. Dann streckte sie die Schnauze ins Freie und witterte vorsichtig.

Nach einer Weile drehte sie sich noch einmal um und sah mich an. Ihre Augen leuchteten. Mir war sofort klar, was sie vorhatte: Mutter wollte fliehen. Ich stand auf, um sie zu begleiten, Coco, die ganz in meiner Nähe lag, hob verschlafen den Kopf. Sie zwinkerte mir zu, seufzte und streckte sich wieder im Sand aus.

Wenn ich jetzt fortging, würde ich sie nie wiedersehen.

Ich war hin- und hergerissen zwischen der Loyalität zu meiner Mutter, die mich gefüttert, mir alles beigebracht und mich umsorgt hatte, und zum Rudel, zu dem auch mein nichtsnutziger Bruder gehörte.

Mutter wartete nicht auf meine Entscheidung. Geräuschlos verschwand sie in die Dämmerung. Wenn ich sie einholen wollte, musste ich mich beeilen.

Ich lief durch das offene Gatter und folgte ihr in die unbekannte Welt auf der anderen Seite des Zauns.

Der Schnelle bekam von alledem nichts mit.

## Drei

Ich kam nicht besonders weit. Zum einen war ich nicht so schnell wie Mutter, zum anderen standen vor dem Haus lauter Büsche, an denen ich einfach nicht vorbeikam, ohne sie zu markieren. Sie wartete nicht auf mich, sie schaute sich noch nicht einmal nach mir um. Als ich sie zum letzten Mal sah, tat sie, was sie am besten konnte: Sie verschwand unbemerkt in der Dunkelheit.

Noch vor nicht allzu langer Zeit hatte ich mir nichts Schöneres vorstellen können, als mit Mutter zu kuscheln. Ihre Zunge und ihr warmer Körper waren das Wichtigste auf der ganzen Welt für mich gewesen. Aber als ich sie nun verschwinden sah, begriff ich, dass sie etwas tat, das alle Mütter früher oder später tun müssen. Mein Impuls, ihr zu folgen, war nur eine Art Reflex, ein letztes Aufwallen familiärer Gefühle, die ich im Grunde aber schon an dem Tag abgelegt hatte, als man unsere Familie auf den Hof gebracht hatte.

Ich stand gerade mit erhobenem Bein vor einem Busch, als die Señora von ihrer Veranda herunterkam und mich entdeckte.

»Toby!«, rief sie erstaunt. »Wie kommst du denn hierher?«

Wenn ich wirklich hätte fliehen wollen, hätte ich es *in diesem Augenblick* tun müssen, aber ich ließ es bleiben. Stattdessen wedelte ich mit dem Schwanz und sprang an den Beinen

der Señora hoch. Am liebsten hätte ich ihr das Gesicht abgeleckt. Sie roch noch besser als gewöhnlich, weil ihr sonst eher blumiger Geruch von leckerem Hähnchenfett überlagert war. Sie strich mir die Ohren nach hinten, und ich folgte ihr, als sie zum offenen Gatter ging. Die anderen waren inzwischen alle eingeschlafen. Die Señora gab mir einen kleinen Klaps und folgte mir in den Hof.

Kaum war das Gatter zugefallen, kamen die anderen auf die Beine und rannten uns entgegen. Die Señora streichelte sie und redete beruhigend auf sie ein, während ich mich darüber aufregte, dass ich nun nicht mehr ihre ungeteilte Aufmerksamkeit hatte.

Das war ziemlich unfair. Immerhin hatte ich mich gegen meine Mutter und für die Señora entschieden, und sie tat, als sei meine Anwesenheit genauso selbstverständlich wie die aller anderen.

Als sie den Hof wieder verließ, schnappte das Gatter laut und deutlich hinter ihr zu, aber davon ließ ich mich nicht täuschen, denn jetzt wusste ich ja, dass es keine unüberwindliche Barriere darstellte.

Ich balgte gerade wieder mit Coco, als Mutter schon wenige Tage darauf zurückkehrte. Zumindest hielt ich sie auf den ersten Blick für meine Mutter. Ich hatte wohl nicht richtig hingeschaut, weil Coco so widerspenstig war. Unser Spiel bestand im Wesentlichen darin, dass ich mich an sie heranschlich, sie dann von hinten besprang und mit den Vorderbeinen umklammerte. Ich liebte dieses Spiel und konnte nicht verstehen, dass Coco es nicht so toll fand. Andauernd versuchte sie mich abzuschütteln, knurrte und kläffte böse. Es fühlte sich so toll an, wieso war sie nur so abweisend?

Ich blickte auf, als Bobby das Gatter öffnete, und da sah ich